

Dritter Brief aus Welschland

Autor(en): **Widmer, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihnen hin. Lief so sehr zu ihnen hin, daß der Aufseher mich wieder ins Auge faßte. Er trug eine grüne Mütze; an den Backen wies er zwei graue Bartbüschel auf. Eine kleine scharfe Brille trug er auch, und damit wuchs er zuweilen ganz nahe an mich heran, ganz bis vors Gesicht, wie wohl er am andern Ende des Saales und von mir abgewendet stand, die Hand am Rücken. Aber ich konnte nichts kaufen, glattweg nichts, und das Blut stieg mir vor beschämtem Gewissen ins Gesicht. Jedoch ging ich nicht mehr von meinen

Wolkenbildern weg; ich konnte es nicht; die Tränen stiegen mir so schon empor, worauf das Weiße noch schöner, reiner, formzarter quoll und rauchte. Da bewegte sich das Männlein mit der grünen Mütze im Zickzack durch den Raum, kam mir nahe, schob mich, ohne in Berührung mit mir zu kommen, und sagte: „Bitte!“ „Bitte!“ sagte er leise, eindringlich, empört. Ich schämte mich sehr meines fadenscheinigen Rockes und ungeschorenen Haars, ließ mich schieben, die Augen nicht von meinen schönen weißen Wolken verwendend.

Dritter Brief aus Welschland*).

Mit einer Kunstbeilage und sechs Reproduktionen im Text.

Genf rüstet. Es sieht voraus, daß die ganze Welt es mit stürmender Hand erobern will. Es will aber den Eroberer wohl vorbereitet, mit allen Waffen der Künste und Gedanken empfangen, bewirten, kultivieren. Es lebt im Gefühle, jene Tage werden mit Genuß, Glanz und Gewinn wiederkehren, wo der ganze Geistesadel Europas in seinen Mauern aus- und einging: ein Zeitalter, dem ähnlich, das Philippe Monnier in seinem köstlichen Vermächtnisbuch „La Genève de Toepffer“ geschildert hat. Und damals war die Stadt doch noch so klein. Wie wird es erst heute werden!

Wie dem werde, es ist anregend, überraschend, ja, manchmal possierlich, wie gegründet wird. Die steifsten Herren stimmen zu, wenn man hier etwas schaffen, dort etwas verbessern will. Es war ja auch so manches, was andere Städte schon längst besitzen, erst einmal nachzuholen. So ist es das erste Mal, daß eine industrielle Unternehmung zur Anlage einer Gartenstadt großen Stils schreitet. Besonders erfreulich ist, daß diese Gartenstadt auch wirklich in eine Gegend zu stehen kommt, die selber schon ein Garten ist und deren Halbenform es mit sich bringt, daß kein Schachbrett gegenseitiger Beschattung, sondern eine fröhliche Bestückung sonniger Wohnflecken zustandekommt. Es ist schon viel erreicht. Aber auch mitten in der Altstadt geht der Geist der Säuberung und Gründung um. An der Marktstraße ist soeben ein Geschichtspalast vollendet worden, durch den eine

Wandelhalle bis an den Kern der Burgstadt, an des alten Burgunderkönigs Schutzmauer — le mur de Gondebauld — hinanführt. Da ist mit Macht Raum und Licht geschaffen worden: wer diese Arbeiten einigermaßen verfolgte, konnte ordentlich aufatmen, wie da Schicht um Schicht schwarzen Schmutzes beseitigt wurde. Nicht weit davon ragt eine stolze neue Finanzfestung, wie einst die Geschlechtertürme, herrschend und richtunggebend auf, die Diskontobank.

Der neue Trieb macht sich aber namentlich in der künstlerischen und schriftstellerischen Sphäre geltend. Die Künstler und Schriftsteller selber fahren aus dem Boden wie im herbstlichen Wald die Pilze. Manchmal bilden sich über Nacht ordentliche kleine Kolonien. Nicht genug daran: auch die Gelegenheiten, sich zu zeigen, sich einen Platz an der Sonne zu erkämpfen, nahmen unglaublich überhand. Schon bisher war z. B. an Zeitschriften kein Mangel. Wir hatten die „Patrie suisse“, den „Papillon“, den „Petit Suisse“; die „Semaine littéraire“, den „Carmel“, die „Pages d'Art“; periodisch auftauchende und versinkende Irrwische die Menge; jetzt ist noch eine „Revue des Idées“ entstanden. Den Malern, Bildhauern, Graphikern, Schmuckkünstlern winken nun bald ein Duzend Galerien, vom notdürftigen Verschlag bis zur prunkvollen Halle. Ernsthaft kommen etwa sechs Ausstellungsorte in Betracht. Nichtsdesto-

*) Für die beiden ersten Briefe vgl. „Die Schweiz“ XXII 1918, 33 ff. 272 ff.



Alice Bailly, Genf.

Regenbogen (Gesticktes Bild).

weniger ist auch da noch eine Lücke offen: eine Anstalt, die dem Kunsthaus in Zürich, den Kunsthallen in Basel oder Bern dem Grundsatz und der Bedeutung nach gleichkäme, hat Genf noch nicht, und sie würde doch viel erspriesslicher wirken können, als die gutgemeinten, aber ungünstig gelegenen Säle des Athenäums und der Hilfsgefellschaft für Künstler einerseits oder dann die ja wieder notwendigen Kunsthandlungen es tun. Eines ist aufs dringendste zu hoffen, daß endlich ernst gemacht wird mit der Einrichtung des Museums Rath als moderner Galerie und daß es bis zur Räumung des Gebäudes, worin zurzeit die Kriegsgefangenenfürsorge ihren Sitz hat, gelingen mag, den Kern der künftigen Sammlung, ihren Bestand von Werken Ferdinand Hodlers, zu stärken und zu heben. Wenn man es recht bedenkt, ist es doch befremdend, daß die Kunstbehörde einer Stadt, die zwar für ausländische Ausstellungen ihre schönsten Räume hergibt, für das Gedächtnis Hodlers, ihres Ehrenbürgers, weder Raum noch Feiern erübrigt hat. Trotz allem Streite der Parteien ist es ja gewiß, daß sein Erdenwallen, sein Schaf-

fen der feste Grund für Genfs Aufschwung und Namen in der Kunstwelt werden und bleiben wird.

Im allgemeinen Drange, durch die Menge in die Vorderreihe, sei es der Schaffenden, sei es der Genießenden, zu dringen, wird wie immer das Strenge, Schlichte, Ernste, Unauffällige zurückstehen und der Gewaltigkeit Raum lassen müssen. Es ist im Sinne der „Schweiz“, diesen Elementen, sofern sie nur wahrhaften Sinnes und tüchtigen Wesens sind, ein Hort zu sein. Sie fühlt die alte Erfahrung nach und hält sich an ihre Lehre: daß dem lauten leeren Prunk, der jeweils modischen gellenden Moritat ja doch der Atem immer bald ausgeht und der ernüchterte Blick dann mit Genugtuung das Vorhandensein der ehrenfesten Stillern im Lande, seiner eigentlichen Garde von Geistern und von Könnern, gewahrt. Es gibt, gewiß, ein heiteres Zwischenreich beweglicher, helläugiger Zeitnaturen, die zu beachten nützlich und zu schätzen klug ist.

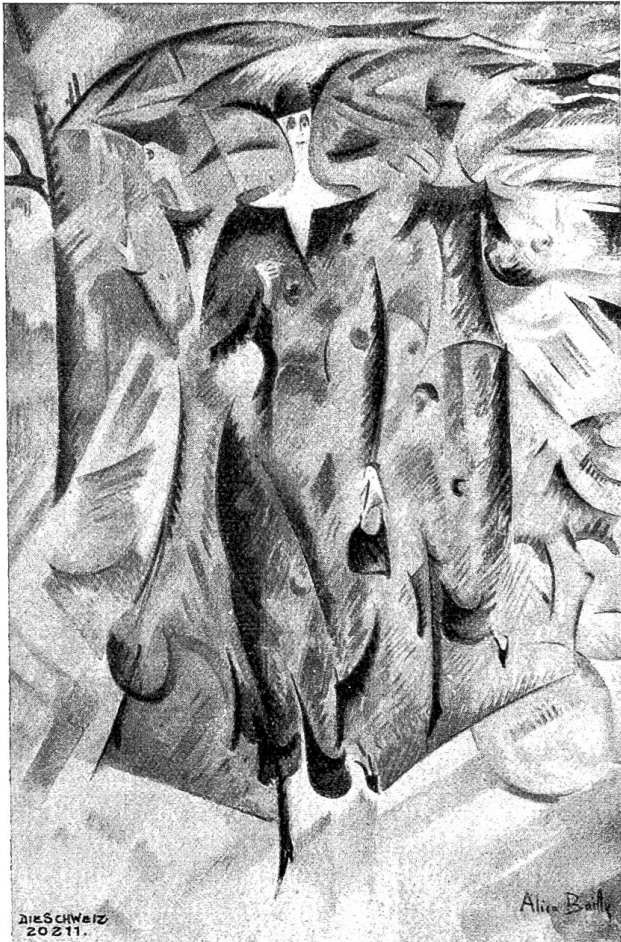
Und so ziehe ich einen engern Kreis innerhalb jenes breitspurigen, womit der Ausdehnungsdrang des augenblicklichen Genf umschrieben worden. Den Ring der

Zeitnaturen. Jener, die mit feinen Ohren, scharfen Augen, witzigem Geist der waltenden Bewegung lauschen und der Richtung nachgehen, die ihnen am meisten einleuchtet, die aber überall, dem Himmel sei's gedankt, ihr Herz mitnehmen. Sie schaffen weder Form noch Formel. Schöpfertum und Marktgeschrei: keins ist ihre Sache. Sie suchen, wie die frühern Gott, nun das Maximum des Lebens. Weil die Freude ihre erste Triebfeder ist, bleiben sie rüstig und beweglich und finden nach einigem Wandern, Harren, Zögern, wo der echte, wo der falsche Ton herkommt. Und nach und nach merken sie, wo sie sich niederlassen müssen; ihre Besten gehen gar in die innerste Sphäre ein ...

Zwei solche Elemente mögen heute zu uns sprechen: Emil Hornung und Alice Bailly.

Hornung kommt von der Kunst des galanten Jahrhunderts her *). Sein Auge

*) Hornungs Kunst fand bereits Berücksichtigung in unserer „Schweiz“ XX 1916, 423/26.



Alice Bailly, Genf.

übersah lange Zeit die lebendigen Dinge unserer Zeit und Dertlichkeit. Allen Gegenständen war ein brauner, gelber, roter Flor umgeworfen, alle Formen rannen in Kokokolinien dahin. Kaum daß er auch nur einmal den Vorhang am Fenster verschob, den hellen Tag hereinließ und das halb verwöhnte, halb mutlose Auge am Schimmer und am Bau der naheliegenden Natur erquickte. Bald sah er nach Watteau, bald nach Baudier aus, schien aber nicht zu beachten, daß Watteau anno dazumal und heute Baudier immer einen Akzent der Zeitsprache, einen Funken besondern Lichtes auf ihre Figuren zu sehen wissen, weil sie sehr geschickt, und sehen müssen, weil sie sehr reizsam und erregt und schelmisch und leichtfüßig und in heiterm Sinn argusäugige behende Lebensforscher und Glücksgewinner sind. Dies Prickeln von innen läßt einen fast alles verzeihen, die Nachahmung, die Wiederholung, ja die tödliche Monotonie.

Seit kurzem tropft, rinnt und rieselt es nun auch im geheimen Schacht von Hornungs Künstlerwesen. Wer weiß, wer an den Fels gestoßen, daß es so urplötzlich quillt! Er vermöchte vielleicht selbst es am wenigsten zu sagen. Es prickelt innerlich, und gerade darum heitert sich seine schmutzig rotgelbe Hülle auf, belebt sich die Gebärde seiner Frauen und holt er seinen Malgenuß statt an verdrehten, hektischen, zimperlichen Modellen an Naturen. An wahren echten Frauen, von fester voller Leiblichkeit, deren frischer froher Schein von weichem Flaum gelindert ist und die sich nicht scheuen zu arbeiten, nicht ewig nur zu tändeln, Wirtin, nicht nur Gast zu sein, es zu sein, nicht nur zu scheinen. So betrachtet, wüßte uns der Maler am Ende doch zu melden, warum das Zünglein an der Wage seiner Kunst auf einmal so eindeutig und energisch ausschlägt, daß es kaum mehr nach der leichten Seite überschnappen kann. Ein moralischer Genuß (so unwahrscheinlich der Begriff manchem scheinen mag) ist es, einen von der Leichtigkeit zum Gewicht, vom Spiel zur Tat,

Mme Ferd. Hodler.



Alice Bailly, Genf.

Schlittschuhläufer.

von der Mode zur Liebe übergehen zu sehen.

Ganz anders ist es um Alice Bailly bestellt. So sehr die Welt um sie wirbelt, da sie sich als Statthalterin des Kubofuturismus in den schweizerischen Landen fühlt und fühlen darf: sie hat einen festen Halt in sich. Dieser radioaktive Haltepunkt läßt sie nie ganz verfliegen, ganz entgleisen, rettungslos irren. Mag die wandelnde Mode sie von außen nach vorne oder hinten, links oder rechts hin zerren — und alle diese werbenden Kräfte um sie her könnte ich ohne Not mit Namen nennen — sie bleibt sich treu: in allen Augenblicken ihres Lebens ist sie Enthusiastin. Sie hat einen Magneten irgendwo auf, an oder in sich, „und dräut der Winter noch so sehr,“ sie hält den Talisman hin: im Handumdrehen ist ein Freudenwirbel da, wo vorher Jammern und Zähneklappern war.

Sie sieht einen Strauß, rot, weiß und

blau, der lacht sie an, die Augenfreude schlägt an alle Tasten der Sympathie: Das sind ja Frankreichs Farben! ruft sie entzückt, und sofort malt sie sie bebend vor Entdeckungslust, und das frohe Zittern geht in die Blüten über. Oder sie nimmt einen Regenbogen wahr: er will gemalt sein. Sie zeichnet ihn fein säuberlich und sondert die sieben Streifen, streng und straff? Bewahre, den Pedantismus hat sie schon längst verbannt. Mit Wogen freudiger Farbenflut wölbt sie das himmlische Zeichen, aber erst für den Vordergrund, da, wo die Architektur, die fließende, emporsteigt, gießt sie ein grünes, kristallenes Meer! Und was ich noch selten einem nüchternen Schilderer gelingen sah: ihr Regenbogen steigt und strahlt und ist wie eine fremde, zarte und doch greifbar lichtgeballte magische Erscheinung (s. S. 101). Ein anderes Gemälde zeigt Mädchen im Grünen, zeigt sie nicht, nein, läßt sie erraten: die Künstlerin zaubert

eine so lindbeglückende Landschaft hin, daß man sich fühlt wie im Frühlings-
tessin mit dem Samtrafen, der linden
Luft, den blühenden Pfirsichbäumen: in
Hesperien...

Ueberhaupt, ein Gegensatz ist sonder-
bar veröhnt in den Gemälden Alice
Baillys: sie sind frisch und lullen ein. Sie
sind romantisch und unmittelbar. Sie
sind fromm und ungesucht. Selbst das
scheinbar Absurde ist richtig und natürlich;
es sind zumeist nicht Gemälde, sondern
Stickerereien, aber die Nadel steht dem
Pinsel an Beredsamkeit nicht nach. Auf
jeden Fall, Witz, Phantasie und Wärme
nißten in den Maschen, als ob die Wolle
von Eva her ihr Wohnhausbaustoff wäre.

Alice Baillys Kunst ist das zeitgemäße
Gobelin. Das Kubokinogobelin. Allen
Ernstes, und mit hoher Anerkennung,
reihe ich sie so ein. Prozessionen, die, tat-
sächlich, betend und singend wandeln;
Spieler, die sich rennend haschen; Rot-
kreuzerinnen, die sich fromm freigewor-
dener Krieger freuen; Schlittschuhläufer,
die in bräunlichem Haufen wirbeln, zwir-
beln (S. 103); Bildnisse, die sprühende
Augen und rote Ohren haben. Alice
Bailly ist ihrem Wahrheitsdrange, ihrem
Schönheitsglühen nach, dem innersten
Kreis ganz nahe. Und es ist bezeichnend,
daß drei der echtensten Denker und Dichter
Genfs ihre Kunst beachten und mit ihrem
Wort bedachten: Cingria, Spieß, Rhein-
wald. Der erste mit einem klugen Vor-
wort im Katalog, der mittlere mit be-

wegten Strophen geistvoller Huldigung,
der letzte gleich mit einem ganzen Buche.

Im engsten Zentralring sei dem Ge-
dächtnis Ferdinand Hodlers ein Wort
gelassen. Die stille Hoheit des Meisters
hat in der Schweiz mehrere Stätten, da
seine Verehrer ihr nachgehen, entgegen-
sinnen können. In Zürich, in Basel, in
Neuenburg. Genf ist arm. Ein Duzend
seiner Werke etwa enthält das Museum.
Es wird zurzeit versucht zu sammeln und
zu mehren. Spät genug. Indessen möch-
ten auch diese Zeiten dem guten Zwecke
dienen. Die Galerie ist um jede Gabe
froh. Die Lücken sind groß, die auszufül-
len sind. Aber schön sind die Besiztümer
doch, vom ersten bis zum letzten, die es
schon vereinigt. Welcher Sturm und
Wahn der Zeit wird je die Kinderbildnisse
umwehen können, deren zwei die Samm-
lung aus Hodlers Kunstfrühling erhalten
hat? Sie wiegen die flugste, geschmei-
digste, schimmerndste Farbe und Webe-
kunst dieser und wohl noch später Tage
auf (s. Kunstbeilage und Reproduktion auf
S. 107). Denn Hodler war nicht nur des
Witzes und des Wirbels Herold wie so
viele Zeitgenossen, er war das klare Auge
und das andachtvolle Herz. Und so wird
auch alle Strebbarkeit der Zeit erst dann
zu einem wohlgegründeten Erfolge füh-
ren, wenn sie an den Spiegelfechtern vor-
übergeht und Nachschau hält, wo das Ge-
wissen und die Kraft Wache halten und
schaffen.

Dr. Johannes Widmer, Genf.

Der betrogene Richter.

Nachdruck verboten.

Nach einer Sage. Von Fr. Schärer, Rüedisbach.

In einem Bergdörflein lebte ein
junger Bauer, dem es an allem gebrach,
nur an Armut und Gesundheit nicht. Ob-
schon sein Häuschen vom Vater selig her
tief verschuldet war und keine Kuh im
Stalle stand, machte er sich doch mutig
dran, die magern Ackerlein zur Fruchtbar-
keit zu zwingen. Er ging deshalb zum rei-
chen Nachbarn und entlehnte ein Joch Och-
sen und einen Pflug, um das zum Anbau
bestimmte Ackerlein zu befahren. Der
Nachbar brummte ein wenig in sich hinein,
lieh ihm aber die Ochsen gegen eine Ent-
schädigung an Korn, die der junge Bauer

nach der Ernte entrichten sollte. Wie es so
gehen mag: nachdem einige Furchen ohne
Störung gezogen waren und die herauf-
gewühlten Steine bewiesen, daß der Vater
des Pflügers sie noch lange nicht alle aus
der braungelben Erde gelesen und in den
nahe vorbeifließenden Bach geworfen
hatte und daß der Sohn wohl an die fünf-
zig Jahre noch mit der reinigenden Ar-
beit zu tun haben würde, da sagte der
eine Stier: „Muh!“ und der andere sagte
daselbe, und ihre langen Hörner guselten
gegeneinander. Im Augenblick, noch ehe
der Bauer Ruhe schaffen konnte, war dem